

Bioethikerin: Alarmierender Boom jugendlicher Transgender-Wünsche

IMABE-Geschäftsführerin Kummer: Entwicklung muss Medizin zu denken geben - Experten waren vor Diagnosefehlern und mahnen zu größerer Vorsicht

09.11.2018 (KAP-ID) "Viele offene Fragen" angesichts eines rasanten Anstiegs von Kindern und Jugendlichen, die Probleme mit ihrer Geschlechtsidentität haben, ortet die Wiener Bioethikerin Susanne Kummer. Die Geschäftsführerin des unter Patronanz der Bischofskonferenz stehenden Instituts für Medizinische Anthropologie und Bioethik (IEF) äußerte sich in einem Vortrag am 6. November in Wien, bei dem problematische Aspekte des Transgender-Booms zur Sprache kamen. Warnungen vor einem Druck auf Kinder, ihre psychischen Probleme durch Geschlechtsänderung lösen zu wollen, würden unter Fachexperten derzeit immer lauter, so die Bioethikerin.

Kummer berief sich auf aktuelle Zahlen aus den USA und Großbritannien. Demnach sei im Vereinigten Königreich zwischen 2009 und 2017 die Zahl der Jugendlichen, die sich einer Transgender-Behandlung unterzogen, um das 25-Fache - von 97 auf 2.519 Fälle - gestiegen. Der Anteil der Mädchen mit Geschlechtsdysphorie (GD) sei innerhalb dieser Gruppe sogar um 4.500 Prozent angewachsen. Anlass für die britische Frauen- und Gleichberechtigungsministerin Penny Mordaunt, die Ursachen für diese extreme Zunahme nun untersuchen zu lassen. Dabei soll auch die Rolle von sozialen Medien und Schulen für die Ausweitung der Transgender-Problematik bei Kindern überprüft werden.

"Inzwischen warnen Experten vor vorschnellen Transgender-Diagnosen bei Kindern und mahnen zur Vorsicht", sagte Kummer. Eine US-Studie habe kürzlich nahegelegt, dass es offenbar eine "virtuelle Ansteckungsgefahr" bei Kindern und Jugendlichen gebe. Diese führe dazu, in der Transformation ihres Geschlechts

eine Lösung von tiefer liegenden anderen psychischen Problemen zu sehen. "Wenn es stimmt, dass ein Drittel der Kinder, die in britischen Kliniken mit einer Transgender-Problematik landen, eigentlich an Autismus erkrankt sind, dann stimmt etwas nicht mit der Transgender-Diagnose", so Kummer.

Für die Autismus-These spricht, dass in Großbritannien rund 35 Prozent der an die Londoner Tavistock Clinic überwiesenen Jugendlichen mäßige bis schwer autistische Merkmale aufweisen würden, wie deren Abteilungsleiterin für Klinische Psychologie, die 25 Jahre an diesem Spital tätige Bernadette Wren, berichtet habe. Psychotherapeuten warnen vor einer falschen Behandlung der Kinder: Die 2018 in der Fachzeitschrift "Archives of Disease in Childhood" publizierte britischen Zahlen legen nahe, dass 150 Kinder und Jugendliche der Klinik fälschlich als Transgender diagnostiziert und dann unnötigen Hormontherapien mit starken Nebenwirkungen unterzogen wurden - mit teils irreversiblen Folgen.

Kummer berichtete von einer an der Brown University School of Public Health im US-amerikanischen Providence durchgeführten und im Fachjournal PLOS publizierte Studie über das immer häufiger auftretende Phänomen, dass Jugendliche ohne geschlechtsspezifische Störung in der Vergangenheit plötzlich mitteilten, transgender zu sein. Die in der Studie als "Rapid Onset Gender Dysphoria" bezeichnete Erscheinung wurde von den Forschern mit Gruppendruck und einer verstärkter Nutzung von sozialen Medien und einschlägigen Webseiten in Zusammenhang gebracht. Studienleiterin Lisa Littmann zufolge frequentierten Minderjährige, die

plötzlich GD oder Geschlechtsidentitätsstörung (GIS) zeigten, gehäuft einschlägige Social-Media-Gruppen. In den Gruppen sei es dann zum Ausbruch einer ungewöhnlich hohen Häufigkeit von GD oder GIS zum Beispiel in derselben Klasse gekommen.

Die Verhaltensforscherin Littmann erklärte die Beobachtung als Coping-Strategie, vergleichbar mit Anorexie oder nicht nichtsuizidalem selbstverletzenden Verhalten, wohinter andere psychische Probleme stünden. Laut der Medizinerin seien bei 62,5 Prozent der betroffenen Jugendlichen eine oder mehrere psychiatrische Störungen diagnostiziert worden vor ihrer Ankündigung, "trans" zu sein. 48,4 Prozent hätten eine Stress- oder Traumaerfahrung, 45 Prozent selbstverletzendes Verhalten und 58 Prozent Schwierigkeiten in der Gefühlsregulation aufgewiesen.

Kummers Bericht zufolge stieß Littmanns Studie teils auf starken Widerspruch und man habe ihr "Transphobie" vorgeworfen. Unterstützung habe hingegen der australische Psychiater Roberto D'Angelo signalisiert: Es sei wichtig, eine Patientengruppe klar zu identifizieren, um sowohl vor Über- als auch Unterdiagnosen zu schützen, erklärte er. Auch der deutsche Kinder- und Jugendpsychiater Alexander Korte von der Universität München habe kürzlich am Kongress für Kinder- und Jugendmedizin in Leipzig zur Vorsicht gemahnt: Geschlechtsinkongruenz und GD würden heute zunehmend als Sinnangebote funktionieren, würden sie doch Jugendlichen die Möglichkeit geben, ihrem individuellen Leiden in einer zu ihrer Zeit passenden und in ihrer Kultur akzeptierten Form Ausdruck zu verleihen. "Sie verheißen gleichzeitig Aufmerksamkeit und Status des Besonderen", so Korte.